

Treue?

Text: KATE KITCHENHAM

Hunde gelten als Sinnbild der Anhänglichkeit. Aber gilt diese Treue wirklich uns? Oder nur dem Keks, den wir für sie in der Hand halten? Einblicke in Bellos Psyche

Argos hieß der treue Hund des Odysseus. Zwanzig Jahre, so erzählt es Homer in der „Odyssee“, wartete er auf die Rückkehr seines Herrn. Bei dessen Ankunft auf Ithaka lag er auf dem Misthaufen, altersschwach, „von Läusen gepeinigt“. Er erkannte seinen Herrn als Einziger wieder, wedelte, „senkte die Ohren leise hinunter“ – und starb.

Treue Hunde ergreifen unser Herz, ihre Freundschaft, Loyalität und Anhänglichkeit wird in Sagen über Generationen erhalten, in rühri- gen Romanen und Filmen weltweit verbreitet, in Gedichten gerühmt. Das Klischee der bedingungslosen Liebe zu seinem Besitzer haftet fest: Wenn sich Menschen einen Hund kaufen, erwarten viele, damit einen Garantieschein für Treue bis in den Tod erworben zu haben.


Der Traum vom treuen Hund

Doch geht die Rechnung wirklich auf? Jeder von uns kennt Geschichten von Hundssöhnen, die lieber allein durch die Gegend streifen, statt sich brav zu unseren Füßen zusammenzurollen, oder die gut gelaunt jedem hinterhertraben, der mit der Leckerlitüte knistert.

Ich erinnere mich an Kindertage, in denen meine dicke, schwarze Labradorhündin, die mir eher unregelmäßig gehorchte und jedem hinterherlief, der Kekse hatte, obwohl ich einen Großteil meiner Freizeit mit ihr

verbrachte. Einmal ließen wir Clara während eines Urlaubs bei einem befreundeten Jäger. Als wir sie abholten, erkannte ich sie kaum wieder. Die Hündin lief im Rudel mit drei anderen Labradoren, schlief draußen im Freilaufzwinger, reagierte bei Spaziergängen in Sekunden-schnelle auf Pfeife und Kommando und schien heftig in unseren Freund verliebt zu sein. Nur widerwillig folgte sie mir ins Auto, nach Hause zum Sofa. Damals habe ich zum ersten Mal erahnt, dass ein kuscheliges Körbchen und ein gut gefüllter Napf Hunde nicht vollends glücklich machen. Wo also liegt der Zugang zur wirklich treuen Seele unserer Hunde? Und gibt es diese überhaupt?

Verhaltensforscher haben in den letzten Jahrzehnten viel über Bindung bei Kaniden herausgefunden, ihre immer gleiche Antwort auf Treuefragen lautet: Wölfe sind anhänglich. Wird im Winter die Nahrung knapp, kommt es zum Familientreffen.

Geschwister verschiedener Jahrgänge, die selbst kinderlos geblieben sind, jagen als Sippe vereint unter der Leitung der Elterntiere. Diese Anhänglichkeit in Krisenzeiten bezeichneten Erik Zimen und Eberhard Trumler, die Väter der Kynologie, als Gefolgschaftstreue: Junge Wölfe haben gelernt, der Führung und Erfahrung von Mutter und Vater Wolf in schweren Zeiten zu vertrauen, und kommen deshalb in der 



FOTOS: VOLLER ERNST, GETTY IMAGES

Nur ein Postkartenydill? Psychoanalytiker Sigmund Freud begründete 1936 in einem Brief an seine Freundin Prinzessin Marie Bonaparte, weshalb man einen Hund „mit so merkwürdiger Tiefe lieben kann“; dank der „Zuneigung ohne Ambivalenz“. Bei aller „Fremd- artigkeit der organischen Entwicklung“ erkannte Freud „eine unbestrittene Zusammengehörigkeit“ zwischen Mensch und Hund.

Not wieder zusammen. Doch das Leben im Rudel erfordert von den Jungspunden Disziplin: Wenn es ernst wird, hört alles auf Mutters und Vaters Kommando. Für erwachsene Wolfskinder ist elterliche Autorität aber kein Problem: Deren Führung wird stets vertraut, weil sie für jeden Orientierung und Sicherheit bietet.

Für Zimen und Trumler war schnell klar: Die viel gerühmte Herrrentreue des Hundes findet ihren Ursprung in dieser Gefolgschaftstreue der Wolfskinder zu ihren Eltern. Einzige Voraussetzung für den Menschen: Er muss ähnlich wie Wolfselftern als zuverlässige, konsequente und freundliche Führungsperson auftreten (*siehe Kasten unten*). Hundetrainer und DOGS-Experte Michael Grewe sieht das ähnlich, lediglich mit dem Begriff Treue bei Hunden hat er ein Problem: „Treue schließt den Aspekt der Freiwilligkeit ein. Anders als bei erwachsenen Wölfen kann ein Haushund sich nicht verselbstständigen. Diese Bindung an den Menschen ist ein Ergebnis der Domestikation, entwicklungsbedingt bleiben Hunde deshalb nahezu kindlich. Was wie Treue erscheint, ist vielmehr Abhängigkeit.“

Das anhängliche Kind im Hund

Tatsächlich hat die Domestikation den Hund in erster Linie jung gemacht. Im Lauf von Jahrtausenden kam es zu einer zunehmenden Verjugendlichung, wissenschaftlich: Neotenie. Sie hat zwei entscheidende Vorteile für das Zusammenleben mit dem Menschen: Neben der kindlichen Anhänglichkeit an uns als zuverlässige Versorger und Beschützer bleibt auch der Spieltrieb länger erhalten – beides sorgt dafür, dass die Lernfähigkeit der Hunde fast lebenslang auf hohem Niveau gehalten werden kann. Ein Grund übrigens, warum sich Hunde an Lebenssituationen anpassen und damit überall auf der Welt



dem Menschen als Helfer zur Seite stehen können. Ein Hund, der in eine Familie eingegliedert ist, bleibt also zeitlebens im jugendlichen Stadium. Forscher sehen weitere Parallelen zum Jungwolf: Wie im Wolfsrudel kontrolliert der Mensch häufig Fruchtbarkeit und Fortpflanzung. Er spielt im Idealfall mit dem Rangtieferen des Rudels, bietet engen Kontakt im sicheren sozialen System und sorgt für Erfolgserlebnisse.

Menschen als Partner bevorzugt

Verschiedene Untersuchungen legen die Vermutung nahe, dass Hunde mittlerweile genetisch auf das Zusammenleben mit Menschen fixiert sind. Darauf lassen jedenfalls die Ergebnisse der Studien von Adám Miklósi und seinem Team aus Budapest schließen, der Wölfe und Hunde vom fünften Lebenstag an mit der Hand aufziehen ließ. Das Ziel: Die Forscher wollten vergleichen, wie sich beide Arten in der Gesellschaft von Artgenossen und Menschen verhalten. Bei Versuchen zeigten Wölfe zum Beispiel wenig Interesse an menschlichen Hausordnungen oder Erziehungsversuchen. Ließ man ihnen die Wahl, waren sie mit Artgenossen als Lebenspartner genauso zufrieden wie mit ihren menschlichen Adoptivmüttern. Durften die Hunde aussuchen, zogen sie dagegen ihre Vertrauensperson dem Kontakt mit Artgenossen oder fremden Menschen vor.

Doch gilt das Faible für vertraute Zweibeiner auch, wenn Hunde eine Zeit lang unter ihresgleichen gelebt haben? In einer anderen Studie testeten die Budapester Biologen deshalb das Bindungsverhalten erwachsener Tierheimhunde. Ihre Frage war: Wie gut müssen die Tiere einen Menschen kennen, um eine Bindung zu ihm aufzubauen? Das Ergebnis war verblüffend: Dreimal zehn Minuten Besuchszeit reichen aus, um einen Hund an einen Menschen so zu

WIE BINDUNG ENTSTEHT UND GEFÖRDERT WERDEN KANN

In jeder Entwicklungsphase eines Hundes kann die Beziehung zum Menschen gezielt gefördert und optimiert werden

BEIM ZÜCHTER

Der Welpen kann seine Wurfgeschwister und auch Menschen in seiner Nähe bereits sehr früh individuell unterscheiden, eine ausgesprochen enge Bindung besteht aber nur zur Mutter.

Tipp: Suchen Sie gezielt einen Züchter, der die Welpen in engem Kontakt zu Menschen aufwachsen lässt. Damit ist die Basis für eine positive Grundeinstellung zu einem Zweibeiner als dem späteren Bindungspartner geschaffen.

ALS WELPE

Zum Spielen ziehen junge Hunde oft noch Artgenossen vor, verhalten sich jedem neuen Kontakt gegenüber freundlich und demütig. Bei Gefahr suchen sie aber verblüffenderweise

gezielt Schutz beim Menschen. Die Welpenzeit ist die Lebensphase, in der der Hund langsam Vertrauen zu seinem Besitzer aufbaut. **Tipp:** Zeigen Sie sich vom ersten Tag an als ein freundliches, geradliniges und beschützendes Rudeloberhaupt. Damit legen Sie einen weiteren Grundstein zu vertrauensvoller Bindung.

ALS JUNGHUND

Innerhalb des ersten halben Jahres bindet sich der Hund zunehmend an Einzelpersonen, gleichzeitig beginnt die Pubertät mit etwa fünf Monaten. Hier wird er unabhängiger, er interessiert sich mehr für Artgenossen und versucht, seine Stellung im Rudel auszubauen.

Tipp: Die Pubertät ist ein Wendepunkt, der entscheidend sein kann für die Intensität der Bindung an uns. Für Eberhard Trumler liegt genau hier der Übergang von der kindli-

chen Anhänglichkeit an das „Elterntier“ zur „Gefolgschaftstreue“ des erwachsenen Hundes. Wer sich jetzt als verlässlicher Orientierungsposten in wilden Zeiten bewährt, kann bei seinem Hund viel Vertrauen gewinnen.

ALS ERWACHSENER HUND

Auch Hunde können sich noch neu binden, besonders wenn der Mensch an ihrer Seite souverän und freundlich eine klare Linie vorlegt. Manche selbstbewussten Tiere brauchen die Absicherung, dass wir weiterhin ausreichend Orientierung und Sicherheit bieten, und testen hin und wieder unsere Hausregeln.

Tipp: Als Person des Vertrauens können Sie sich neben der Bewältigung kleiner Alltagskonflikte durch ein abwechslungsreiches Training behaupten. So bleibt das Band des Vertrauens ein Hundeleben lang bestehen.

»Dass mir der Hund viel lieber sei, sagst du, oh Mensch, sei Sünde. Der Hund blieb mir im Sturme treu, der Mensch nicht mal im Winde!«

ANONYMUS



FOTOS: CORBIS (2), VOLKER ERNST (2)



Hunde teilen Freude und Leid: Schöne Momente machen sie noch fröhlicher, in traurigen Lebensangelegenheiten leisten sie tröstende Gesellschaft. Das schafft Nähe und Vertrautheit. In Lebenskrisen kann der beste Freund des Menschen seinem Ruf als „Sinnbild der Treue“ alle Ehre machen: weil er unsere allzu menschlichen Verfehlungen nicht kennt – und uns als einziger von Zweifeln unbeirrt zur Seite steht.



Ein Familienhund muss viele Wünsche erfüllen. Gut neunzig Prozent aller Eltern erwarten pädagogische Qualitäten vom Vierbeiner: Er soll dem Nachwuchs Verantwortungsbewusstsein, Sozialverhalten und Naturverständnis vermitteln. Kinder träumen vom treuen Kumpan, der für jeden Spaß zu haben ist oder tröstenden Beistand leistet, wenn Eltern ungerecht waren. Das sind romantische Vorstellungen, für die sich Hunde in Wahrheit wenig begeistern können. Sie erwarten ein klares Rangsystem, um sich entspannen zu können, sie folgen demjenigen, der den höchsten Status hat und klar mit ihnen kommunizieren kann. Das sind eher Mama oder Papa – Kinder sind Spielkameraden.

binden, dass er dessen Nähe der Bindung an Artgenossen vorzieht und sich in ungewohnter Umgebung von ihm schneller beruhigen lässt. Wenn aber der Bindungswille an Menschen angeboren scheint, wieso scheitert dann manch eine Hund-Mensch-Beziehung?

Nicht jeder hat Treue verdient

Am glücklichsten sind Hunde mit einem Menschen, der Leittier sein will und sich auch so verhält: ruhig, konsequent, direkt, reaktionsschnell, freundlich (siehe *Kasten unten*). Hoher Rang ist dabei ein entscheidender Faktor, der einen Hund dazu veranlassen kann, sich einer bestimmten Person anzuschließen. Er „ist für einen Hund und Wolf ein bevorzugter Anlass zur Zuwendung“, schreibt der 2003 verstorbene Biologe Erik Zimen in seinem Buch „Der Hund“.

Wie aber wird eine obere Rangposition für den Hund deutlich? „Hunde leiten sich viel über Körpersprache ab. Aber auch Faktoren wie konstante klare Regeln und ein abwechslungsreiches Training bieten Orientierung und geben Sicherheit. Das schafft Vertrauen und eine enge Bindung“, erklärt Hundexperte Michael Grewe. Durch Ordnung der Beziehung und positive Zuwendung erhält der Hund, was ein Leben mit uns lebenswert macht. „Dabei ist ein stabiler sozialer Rahmen viel wichtiger als Futter. Denn es gibt keine Belege dafür, dass die Qualität einer Bindung nur über Futter erreicht wird.“

Doch auf Lorbeeren ausruhen können sich selbst gut funktionierende Mensch-Hunde-Teams selten. „Die bestehende Beziehung ist niemals statisch, sondern unterliegt einem ständigem Fluss“, erklärt Grewe. Permanente Entwicklung ist mit ein Grund, weshalb viele Verhaltensforscher Alltagskonflikte zwischen Mensch und Hund nicht als negativ, sondern förderlich für die Bindung bewerten: „Jeder Hundebesitzer verliert mit der Einflussnahme auf seinen Hund letztlich auch dessen Zuneigung, wenn er in einer falsch verstandenen Anwendung von Liberalität versucht, ihn ohne Zwang zu halten“, schrieb einst der Forscher Zimen. Mit Zwang meinte er Korrektur, die er je nach Hundepersönlichkeit differenzierte: „Beim einen reicht ein strenger Blick, der andere braucht eine deutlichere Begrenzung.“

Auch für den Verhaltensforscher Eberhard Trumler ist freundliche Autorität der Leittiere ein Wolfserbe, ohne das keine hundeartigen Raubtiere bestehen könnten. Auf die Mensch-Hund-Beziehung angewandt, bedeutet das für ihn: Auch wir sollten uns artgemäß verhalten, indem wir im Spiel mit dem Hund deutlich herausarbeiten, was erwünschtes und was unerwünschtes Verhalten ist. Diese Orientierung verschafft dem Hund das Gefühl von Sicherheit und er belohnt uns dafür mit tierischem Vertrauen und einer engen Bindung.

Rasse und Persönlichkeit

Ob auch die Rasse einen Einfluss auf die Bindungsfähigkeit an Menschen hat, wird immer wieder heiß diskutiert. Hundetrainer Michael Grewe sieht Unterschiede bei einigen Rassen: „Jeder Kulturkreis hat eine gewisse Erwartung, wie Hunde sich verhalten sollen. So sind zum Beispiel die asiatischen Rassehunde wie Akita Inu und Chow-Chow eher mit sich selbst zufriedene, unabhängige Typen.“

Auch sie binden sich, aber anders.“ Die Kynologin Dorit Feddersen-Petersen stimmt grundsätzlich zu, sieht aber viele Ausnahmen von der Regel: „Wenn man eine breite Untersuchungsebene mit vielen Individuen pro Rasse hätte und von diesen Tieren ein Bindungsprofil an ihre Menschen erstellen würde, dann würde die Aussage wahrscheinlich zutreffen – von der Tendenz. Aber es gibt etliche Einzelfälle, die da ausbrechen.“

Für Feddersen-Petersen stehen die Persönlichkeit des Tieres sowie die Förderung durch den Menschen im Vordergrund: „Mit einem guten Training und einem passenden Menschen an seiner Seite kann ein Akita Inu anhänglicher sein als ein gelangweilter Border Collie, der mit seinem Besitzer nichts anzufangen weiß.“ Soziale Passung, die individuelle Mensch-Hund-Kombination, spielt für die Wissenschaftlerin „bei der Intensität der Bindung eine wesentliche Rolle. Für so gut wie jeden Menschen, der sein Leben lang Hunde gehalten hat, ragen deshalb einzelne Vier-beiner besonders heraus. Sie bleiben unerreich in der Innigkeit der Beziehung: Hier stimmte alles, man verstand sich ohne Worte, das Band der Zuneigung und Loyalität war da und hielt bis zum Tod des geliebten Gefährten.“ Das Geheimnis enger Bindung und großer



Loyalität liegt für die Forscherin des Zoologischen Instituts der Uni Kiel deshalb – ganz unwissenschaftlich – an der Chemie zwischen Mensch und Hund.

Fazit? Es gibt wohl kein Treue-Gen im Hundorganismus. Enge Bindung entsteht wie in allen Beziehungen aus Attraktion und Engagement. Wenn wir uns einen Hund wünschen, der aus Überzeugung bei uns bleibt, müssen wir ihm etwas bieten: Führung, Sicherheit, Ausbildung, Anerkennung, Freiraum. Stimmt außerdem die Chemie, ist tiefe Verbundenheit Zugabe – wie beim berühmten „Greyfriars Bobby“.

Zwei Jahre begleitete Skye-Terrier Bobby den schottischen Polizisten John Gray auf seinen Rundgängen durch Edinburgh. Dann starb sein Herrchen plötzlich und unerwartet im Jahr 1858. Es wird erzählt, dass vom Tag der Beisetzung auf dem Greyfriars-Kirk-Friedhof der treue Hund den Rest seines Lebens, ganze vierzehn Jahre, am Grab seines Herrn verbrachte. Anwohner sollen ihm dort einen Unterschlupf gebaut und ihn mit Futter und Wasser versorgt haben. Heute ist ein Pub nach ihm benannt und am Friedhofstor erinnert eine Statue an ihn. Sie trägt die Aufschrift: „Let his loyalty and devotion be a lesson to us all“ – hundliche Treue als Lektion für jedermann. 🐾

VIER HUNDEGRÜNDE, UM SICH FEST ZU BINDEN

Verhaltensforscher wissen, was überall im Tierreich für eine gute Bindung sorgt. Gleich ob Mensch, Mops oder Meerschweinchen

1. VERTRAUTHEIT

Je besser wir einen Bindungspartner kennen, desto wertvoller wird er: „Sein Verhalten lässt sich besser einschätzen und vorhersagen“, fasst Ethologe Dr. Udo Gansloßer zusammen. „Dabei spielt auch die Konsistenz des Verhaltens eine Rolle: Mit einem Chaoten kann man nur schwer eine dauerhafte, glückliche Beziehung eingehen, weil man nie weiß, wie er oder sie reagieren wird.“ Wenn wir uns also geradlinig und konsequent verhalten, werden wir als Beziehungspartner berechenbar, tiefes Vertrauen zu uns kann schneller gebildet werden.

2. ATTRAKTIVITÄT

Bei Gefallen bevorzugt Gansloßer den Begriff „Ressource Holding Power“ (RHP): „Das umfasst Ansehen, Status, Geschicklichkeit, alles was du einsetzen kannst, um dich und deinen Partner gegen Konkurrenz zu verteidigen, und das dich damit attraktiv macht.“ Dabei spielt Schutz eine häufig unterschätzte Rolle: „Ein Hund erwartet von uns, dass wir ihn in brenzligen Situationen schützen und nicht allein lassen.“ Stellt sich unser Hund bei Gefahr hin-

ter uns, ist das kein Zeichen von Feigheit, sondern sollte als Vertrauensbeweis bewertet werden. Beliebt bei Bello sind auch Menschen, die viele Spiele und Spaziergänge kennen, nicht diejenigen, die nur Dosen öffnen. „Hunde würden Besitzer mit souveräner Ausstrahlung wählen, die zeigen, dass sie einen Plan vom und Spaß am Leben haben und in schwierigen Situationen Entscheidungen treffen und Auswege finden“, meint der Forscher.

3. VERFÜGBARKEIT

Je fester eine Beziehung zwischen zwei Individuen ist, desto schwieriger wird es für einen Dritten, Bindung zu einem von beiden aufzubauen. „Dieser Umstand ist interessant für Hundehalter mit neuem Partner, besonders wenn der Hund ein anderes Geschlecht als sein Besitzer hat. Dann sieht er sich als Paarpartner seines Menschen und verhält sich kritisch gegenüber der neuen ‚Konkurrenz‘“, meint Gansloßer. Erfahrungen bei der Zusammensetzung neuer Gruppen von Zootieren haben gezeigt: Bindungsprozesse dauern erheblich länger, wenn man Tiere in größeren Gruppen neu zusammensetzt, als sie einzeln miteinander bekannt zu machen. Ein neuer Partner sollte demnach langsam vertraut gemacht werden. In den ersten Tagen mit Welpen im

Haus sollten nur die Familienmitglieder Kontakt zum Hund haben. Verzichteten Sie auf eine Welpen-Willkommensparty!

4. ERTRÄGLICHKEIT

Hunde lieben Status. Deshalb sind selbstbewusste Menschen mit eindeutiger Kommunikation bei ihnen häufig so beliebt. Dabei gilt die Grundsatzregel: Die Beziehung ist umso besser, je unterschiedlicher der Status ist. Und es dauert umso länger, eine Beziehung zu entwickeln, je ähnlich groß die Statussumme der beiden Parteien ist. Allerdings konnte man beobachten, dass letztere Beziehungen nach der Bindungsbildung weniger krisenanfällig waren. Die Erklärung der Verhaltensforscher für dieses Phänomen: „Die Beziehung ist besonders wertvoll, weil ich mit einem statushohen Partner mehr erreichen kann als für mich allein“, so Gansloßer. Hunde sind glücklich mit einem Besitzer, der zu ihrem Wesen passt.

Ein eher unsicherer, stressanfälliger Mensch braucht deshalb einen einfachen, ruhigen Hund. „Gleichzeitig sollte er an seiner eigenen Persönlichkeit und Ausstrahlung arbeiten“, meint Experte Gansloßer: „Für so jemanden ist es besonders wichtig, sich in einer guten Hundeschule für sein Auftreten gegenüber dem Hund Rat zu holen.“